

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 22

Artikel: Der Jakob Spätzlein
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · ·

31. Mai

□ □ Jungwald. □ □

Von J. C. Heer.

Wo sonst die meisten Hochwaldtannen
Die Rätzel Zeit und Ewigkeit
In stummem Keiern übersannen,
Wächst junges Volk im Waldgebreit,
Und wenn der Weih vom Himmel ruft,
So träumt der Tann im Sonnenduft.
Was sinnt und hofft der junge Schlag?
Er sehnt sich still nach Hochwaldstag!

Erzählt ihr Sagen und Geschichten,
So horcht ein Knabe hell empor,
Er lebt in freudigen Gesichtern,
Das Lied klingt fort in seinem Ohr.
Im Sonnendranze schwillt das Blut,
Dem Starken ist das Leben gut.
Und seltsam! — Ueber Tag und Jahr
Wird Knabentraum im Manne wahr!

(„Gedichte“.)

Der Jakob Spätzlein.

Eine Novelle von Emil Schibli.

1.

Der Jakob Spätzlein war mit sechszehn Jahren ein fertiger, ausgelernter Schneider. Er hatte dieses Handwerk erlernt ohne viel Kopfzerbrechen über die Wahl eines Berufes. Es war für ihn und seine Familie ganz selbstverständlich und naheliegend, daß er ein Schneider wurde. Sein Vater und vorher sein Großvater waren beide Schneider. Dazu kam als schwerwiegender Faktor der Punkt des Geldverdienens. Der alte Spätzlein war ein Säuser und ließ der Mutter wenig im Hause, und Schmalhans war immer Küchenmeister. Dabei verlotterte der Mann zusehends, und seine moralische Kraft reichte eben noch aus, den Buben das Handwerk vollends zu lehren.

Als der Jakob sechzehn Jahre alt war, ging sein Vater auf eine elende Weise zu Grunde. Wir wollen davon nicht weiter reden.

Aber in jener Zeit mußte der Jakob mannhaft werden wie einer, der dreißig Jahre alt ist und Weib und Kinder hat. Denn er war das älteste von vier Geschwistern, und er mußte nun sehen, wie er mit seiner Mutter, die eine wackere Frau war, die Familie durchs Leben weiter bringen könne. Da den Spätzlein das Leben in der Stadt zu teuer wurde, zogen sie in ein Dorf. Sie arbeiteten viel und mühten sich redlich. So brachten sie das Geld für Miete

und Nahrung auf, und sie brachten sich sogar ein klein wenig vorwärts, so daß sie es vermochten, hie und da ein altes, billiges Möbel, das sie notwendig brauchten, anzuschaffen.

Die Not war wohl noch ein häufiger Gast. Sie saß oft mit den Spätzlein am alten, rohen Tannentisch zur Mahlzeit. Aber sie mußte sich ducken. Denn die Spätzlein waren langher an sie gewohnt und muckten nicht, wenn sie kam. Freilich, der Jakob hätte manchmal gerne ein Stück Fleisch auf seinem Teller gehabt, wenn er so den ganzen langen Morgen fleißig über seiner Arbeit gefessen hatte. Aber er war ein grundfester Charakter und dachte bei sich: was halt nicht geht, geht nicht.

Manchmal seufzte er dabei.

So gingen Jahre vorüber. Inzwischen war des Jakobs jüngerer Bruder und eine Schwester so alt geworden, daß sie mitverdienen konnten. In dieser Zeit vollzog sich in des Jakobs Seele eine Wandlung. Langsam und stetig und unabänderlich. Er sann zäh und leidenschaftlich immer an einem Gedanken. Und er fing an seltsame Dinge zu tun. Unter altem Gerümpel, das auf dem Estrich lag, fand er eine große, blecherne Sparbüchse. Oben durch den Spalt konnte man leicht einen Fünfliber drücken. Diese Büchse nahm der Jakob mit in seine Kammer. Er maß ihren Hohlraum aus

und rechnete, daß, wenn man auf den Boden der Büchse einen Napoleon neben den andern legen und diese füllen würde, eilftausendundsechshundert Franken darin Platz hätten. Das wäre ein Vermögen!

Von da ab warf der Jakob etwa einen Fränkler oder Zweifränkler in die Büchse. Und wenn ihn einmal das Gelüst ankam, sich ein Päcklein Zigarren zu kaufen oder einen halben Liter Wein, dann sagte er und dachte es sei wirklich so: was halt nicht geht, geht nicht. Und feußte jedesmal dabei. Darauf ging er in seine Kammer hinauf und ließ den Zwanziger oder Fünziger so in die Büchse fallen, daß er deutlich den Metallklang hören konnte. Dabei blieb es aber nicht. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Abend sein erspartes Geld zu übersehen und mit den Stücken zu klingen und zu spielen. Aber eines Abends wurde er sich bewußt, dieses Tun sei dumm und gefährlich. Da spannte er ein Schließlein an seine Büchse und warf den Schlüssel weit zum Fenster hinaus auf die Wiese.

Ueber seinem Arbeiten und fleißigen Geldsammeln kam da der Frühling. Von den Bergen her stieß wild der Föhn über Wälder und Felder und über alle Dächer und schmolz den Schnee. Da war es März. Und dann kamen Tage, wo der Himmel für Stunden lang tiefblau und klar war, und es gingen kleine weiße Segelwölkchen über ihn hin. Die Sonne schien sommerlich warm. Bis sie, oft unvermutet, plötzlich von großen, schwarzen, schwer unbändigen Wolken überfallen wurde. Dann fiel ein prasselnder Regen, oder es fielen wirbelnde, graufuchte Flocken über alles her. Da war es April. Aber auf einmal, schier über Nacht, kam da ein zages, wunderliebliches Spritzen an den Bäumen von Grün und zartem Rotweiß, ganz leise, leise. Und auf den Wiesen wuchs froh und stark das junge, helle, grüne Gras. Und die Vögel bauten ihre Nester.

Da war es Mai!

Darüber wurde der Jakob Späglein unruhig. Es sang in seinem Blute und klang in seinem Herzen: das Lied nach der blauen Ferne. Und eines Tages nahm er seine Sparbüchse hervor, sprengte das Schließlein auf und zählte sein Erspartes. Da waren schier hundert Franken beisammen. Da ging er hinunter in die Stube und zu seiner Mutter, die in der Küche war, und sagte:

„Ich gehe die nächste Woche auf die Walz.“

Die Frau Späglein glaubte, nicht recht gehört zu haben. Sie schaute ihren Buben an mit großen, verwunderten Augen und war eine kurze Weile sprachlos. Dann deutete sie langsam mit dem Finger an die Stirn:

„Bei dir ist's allweg nicht ganz richtig da oben.“

Aber der Jakob lachte.

„Meinst du, Mutter? Warum denn nicht? Ich will mir jetzt einmal ein Stücklein Welt anschauen und in der Fremde etwas lernen, was ich noch nicht kann. Euretwegen kann ich jetzt unbesorgt sein. Der Ernst und die Anna verdienen soviel als ihr nötig habt. Und ich will ja nicht ewig fortbleiben.“

Die Mutter schüttelte den Kopf dazu.

„Warum hast mir nie ein Wort davon gesagt, Jakob?“

„Es ist noch früh genug jetzt.“

Aber da fing die Frau Späglein an zu wettern: „Natürlich, es ist noch früh genug jetzt! Das sagst du so.

Ob ich Wäsche für dich habe und Strümpfe parat und alles, wovon das Mannenvolk nicht weiß, was es für Arbeit gibt, das ist dir gleich.“

Die Frau Späglein war beleidigt und böse. Es ging kein Wort durch die Stube. Aber da mußte sie daran denken, daß der Jakob in die Fremde gehen wolle, und das Wasser schoß ihr in die Augen.

„Jakob.“

Es lag eine rührende Liebe in dem Ton, wie sie das sagte und zugleich ein zages, geheimes Bangen der Mutter für ihr Kind.

„Wohin willst gehen, Jakob?“

Er zuckte die Achseln.

„Das weiß ich selber noch nicht genau. Allweg gehe ich nach Deutschland hinaus. Oder vielleicht nach Frankreich. Ich weiß es wirklich noch nicht genau.“

Er ging aus der Stube und somit war diese Sache abgetan, und die Frau Späglein fügte sich darein und sagte nur leise:

„Dann geh halt in Gottesnamen.“

Nach einer Woche ging der Jakob Späglein davon. Einen Schatz hatte er nicht und darum konnte er froh sein. Denn die Weiber hangen einem an wie Kletten und machen das Herz unnötig schwer, daß man am liebsten da bleiben möchte, wo man ist. Aber der Jakob sang in den blauen Mainorgen. Die Welt schien ihm wie neu. Alles war anders als es früher gewesen. So blau und schön hatte der Wald nie auf der Höhe gestanden, und so leuchtend die Blumen nicht geblüht, und die Vögel hatten nicht so hell gesungen. Selber die Menschen waren andere. Sie grüßten ihn freundlich und fragten wohin und sagten, viel Glück auf die Reise. Früher waren sie nicht gut gegen ihn gesinnt, weil er sich still und gesondert hielt. Sie zuckten die Achseln über ihn und sagten: Ja, ja, der Späglein ist ein Besonderer. Aber stilles Wasser frißt auch Grund.

Mit solchen Gedanken ging der Jakob daher. Er ging schauend an allen Dingen vorbei und hielt den ganzen Tag über einen rechtschaffenen, tüchtigen Wanderschritt ein. An diesem Tage kam er bis nach Baden im Aargau. Und am zweiten über den Bözberg an den Rhein. Und am dritten nach Basel.

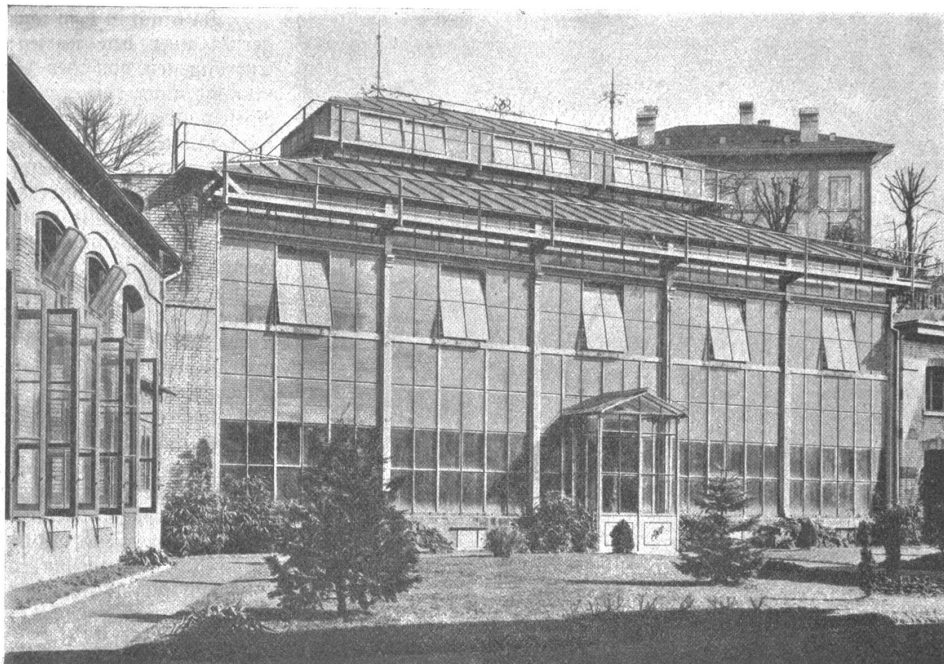
Am Abend stand er, müde und staubig, auf der Plattform des Münsters und sah da die schöne und weite Aussicht. Der Himmel hatte eine tiefe, blaugrüngraue Färbung und lag hoch und klar über dem ganzen Land und ging feierlich hinter den violetten fernen Waldzügen des Schwarzwaldes zu Ende. Und fern im Südwesten sah man die Alpen. Es war dem jungen Jakob Späglein seltsam zu Mut. Dieses war nun die Fremde. Die Fremde, in der man allein ist und keinem Menschen davon etwas sagen kann, wie es einem im Herzen ist. Er setzte sich auf die Mauerbrüstung, die der Plattform entlang geht und schaute, wie in den Fenstern der Häuser, drüben in Kleinbasel, die Sonnenglut verflackerte. Dabei sann er darüber nach, ob er morgen nach Deutschland oder nach Frankreich seine Schritte wenden wolle. Für einen Schneider wäre wohl Frankreich besser. Er könnte ja bis nach Paris gehen.

Aber er konnte keinen Entschluß fassen.

Indessen kamen zwei junge Menschen über den Platz her auf die Mauer zu, wo sonst kein Mensch als der Jakob war. Ein Paar. Er ein großer, strammer, brauner Kerl. Und an seinem Arm ein blutjunges, schönes Mädchen, fast noch ein Kind, kaum über siebzehn Jahre alt. Und doch reif und fraulich in jeder Biegung des schlanken Körpers. Die Beiden schauten in das abendliche Land hinaus und er erzählte von München, wie dort von einem gewissen Orte an der Isar gesehen die Landschaft dieser ähnlich sei. Er sprach leise,

Dann küßten sie sich. Den Jakob überließ es da siedendheiß und er trank die Beiden mit seinen Augen. Seltsam, alles so seltsam. Weiß der Teufel! Und schön, schön!

Und diese zwei Menschen da hatten sich lieb. Er aber war allein und fremd. Da stieg ihm ein Würgen in die Kehle und er mußte an sich halten, der brave Jakob Späglein, daß er nicht laut hinausheulte.



Orangerie und Palmenhaus des botanischen Gartens in Bern.
(E. Mumenthaler, phot.)

Er ging davon mit langsamen Schritten, um sich nach einem Obdach für die Nacht umzusehen. Den Kopf trug er gedankenvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Das wehrhafte Preußen von 1813.

Vorigen Herbst konnte man in deutschen Zeitungen Artikel lesen mit der Aufschrift „Die wehrhafte Schweiz“. Manches freundliche Wort ist bei Anlaß des Kaiserbesuchs von dort an unser Land gerichtet worden. Heute, da hundert Jahre verfloßen sind seit den Heldenkämpfen bei Baugen, ergreifen wir die Gelegenheit, unsererseits in Sympathie der Stammesgenossen in Norddeutschland zu gedenken. Es gilt dem Volk, das vor hundert Jahren aufstand, seine Unabhängigkeit zu erringen. Wir müßten kein Laupen, kein Murten erlebt haben, wenn wir nicht Anteil nähmen an den Kämpfen, die den Bedrücker Europas niederstreckten und alle Völker — auch das unsere — wieder ihres Eigenlebens froh werden ließen. Wie tief in den letzten Jahren des napoleonischen Protektorats die nationale Gefinnung bei uns herabgestimmt war, bezeugte der Kanonendonner, das Glockengeläute unserer Schweizerstädte ob der Geburt des kaiserlichen Prinzen, des Königs von Rom. Doch die tapferen Hiebe, die Blücher und seine Preußen dem Franzosenkaiser verjegten, haben auch unserm Alpenlande wohl gefruchtet.

Ohne Groß-Görschen und Baugen, die Kämpfe im Mai 1813, da die Preußen fast ganz allein die Wucht des napoleonischen Angriffs zu tragen hatten, kein Leipzig! — Waren das die Geschlagenen von Jena und Auerstädt? Welch eine wunderbare Wandlung war da geschehen? Das Preußenreich von 1806 bis 1813 bietet einen fesselnden Anblick: tiefer Abstieg, steile Erhebung. Die Gewitterperiode dieser sieben Jahre, der Stachel der Fremdherrschaft war notwendig, um den Geist der Nation zu starker Tat zu erziehen. Die Haupterziehungsarbeit leistete befanntlich der Freiherr von Stein, kein Preuße, sondern ein Rheinländer, der in seiner Jugend durch Rousseaus Schriften tief angeregt war. Er

entband als Schöpfer der Städteordnung mit Selbstverwaltung und als Befreier der Bauern aus der Erbuntertänigkeit die Kräfte der Nation so weit, daß sie sich fortan ihrer selbst annehmen konnte. Er prägte auch den Gebildeten, die sich tatenscheu dem realen Leben entfremdet hatten, einen neuen Begriff des Staates ein. Nach ihm war der Staat ein Volksverband, der alle sittlichen Kräfte in sich faßt, eine Schule für den Charakter der Menschen. Die Standesurteile bekämpfend zog er die Bürger zur kräftigen persönlichen Mitarbeit an den Geschäften und Interessen des Staates heran.

Der neue Geist, den dieser Reformator seiner Nation einhauchte, trug sich in erster Linie auf das Heer über und bildete es aus einem fühllosen Instrument des Staatsmechanismus zu einem bewußt selbsttätigen Organ des Volkes um. Der zähe, unbeugsame Waffenschmied, ohne dessen Arbeit kein Befreiungskrieg möglich gewesen wäre, Scharnhorst, trat auf den Plan. Wie schwer hatte es der unerbittliche Korke den Preußen gemacht, sich ein Heer zu schaffen. Ihr Land, das durch den Tilsiter Frieden von 1807 um die Hälfte verkleinert und mit einer schweren Kriegsteuer belastet war, zählte nicht viel mehr Einwohner als heute die Schweiz. Es war zu einem bescheidenen Mittelstaat herabgemindert und dankte sein Dasein der Fürsprache des russischen Zaren. Noch mehr als unser Land hat es den Becher der Demütigung trinken müssen. War es damals der Schweiz verboten, mehr als 15 000 Mann Truppen zu halten, so war dem preußischen Staat nur ein Heer von 40 000 Mann gegönnt. In Napoleons Sold zogen 12 000 Schweizer mit nach Rußland, während die Preußen als Zwangsverbündete 20 000 Mann ins Feld zu stellen hatten. Aber durch ihr Land wälzte sich das Riesenheer der russischen Grenze zu, es mußte zu